

Stechen, schlagen, schneiden

Bild und Text: Beat Damian

In der Jungsteinzeit wurden archaische Jäger und Sammler zu geschickten Bauern und Handwerkern. Dabei verfeinerten sie ihre Fertigkeiten und stellten aus einfachem Feuerstein – neben den bekannten Schneidwerkzeugen – filigrane Bohrer, Meisselchen und sogar Skalpelle her. Dazu kam mit der Sesshaftigkeit auch das Spiel mit dem Feuer, im Wortsinn. Doch mit einem Schmelzpunkt von über 1000 °C löst sich Kupfer nicht bei einem Lagerfeuer aus seinem Erz; es muss fachmännisch verhüttet werden, wozu es Ideen, Visionen, unzählige Experimente und schliesslich Fachwissen braucht. Das schimmernde Metall, das der Erde mühsam abgerungen worden war, war dementsprechend kostbar und wurde zu Statussymbolen wie Schmuck und Waffen verarbeitet – beispielsweise zu Ötzi's Kupferbeil.

Allerdings war die Kampftauglichkeit der Kupferwaffen begrenzt, denn gediegen ist Kupfer zu weich. Doch dann entdeckten Feuerwerker im nahen Osten vor mehr als 5000 Jahren, dass eine Legierung mit dem noch weicheeren Zinn das neue Produkt viel härter machte als seine Komponenten – und zudem den Schmelzpunkt um gut 100 °C senkte. Die Bronze war erfunden. Sie ermöglichte durch ihre Festigkeit eine weitere Neuentwicklung – das Schwert. Damit konnte man hauen, stechen und schneiden: die erste ausgefeilte Mehrzweckwaffe. Ob diese Erfindung sowie die Perfektionierung durch «Schweizer» geschah – wie bei den beiden anderen Multitools helvetischer Provenienz: der Hellebarde und dem Offizierssackmesser – wird für immer vom Nebel der Vergangenheit umhüllt bleiben.

Neben den Ruinen haben die Leute aus der Bronzezeit auch ein paar Rätsel zurückgelassen. Eines davon findet sich bei Thusis ob dem Zusammenfluss von Hinterrhein, Albula und Nolla auf rund 1100 Meter. Dort wurden vor rund 3500 Jahren Zeichnungen in den vom Gletscher geschliffenen Fels von Carschenna gehauen, über deren Sinn und Zweck noch lange diskutiert werden kann. Bei den Motiven, welche punktuell mit einem spitzen und sehr harten Gegenstand in den Fels graviert wurden, dominieren konzentrische Kreise,



die gedeutet werden als Symbole für Sonne und Mond. Auf Letzteren weist auch der heutige Name hin, denn «Carschen» bezeichnet auf Rätoromanisch den aufgehenden Mond. Daneben finden sich aber auch Linien (Wege, Flussläufe?), Mensch- und Tierdarstellungen sowie die Fussspuren eines Vogels.

Deutungen der Anlage gibt es unzählige, wobei die Spannweite der Theorien vom zufälligen Entstehen durch gelangweilte Hirten, über geografische und kosmische Kartenwerke bis zu Opferstätte und Heiligtum samt geomantischen Kräften reicht. Die letzteren sind allerdings sehr schwer auszumachen, weil über Carschenna 380 000 Volt brummen. Der Masten und der Stromfluss stören das Idyll – doch ohne sie wäre dieser Schatz aus der Bronzezeit wohl nie ans Tageslicht befördert worden. Der Bau der Hochspannungseinführung erforderte eine Waldschneise, in der Forstingenieur Brosi 1965 bei Vermessungsarbeiten die Petroglyphen entdeckte. Feuer, Schwert und Strom aus Wasserkraftwerken geben sich hier die Hand, aber auch Naturerlebnis und Kontemplation. ♣

Beat Damian ist Kulturhistoriker, Reiseführer und Geschichten-erzähler, beatdamian.ch.

♣ Der Weg nach Carschenna ist vom Bahnhof Thusis gut ausgeschildert und dauert ca. 1.5 Stunden. Weitere Informationen zu Carschenna unter hohenraetien.ch